Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Japan

Carlsruhe, 1860

Sprache, Literatur, Fachwissenschaften, Musik, Malerei, Bildhauerei, Industrie

urn:nbn:de:bsz:31-229419

Visual Library

allein wahrscheinlich bezieht sich dies nur auf die allgemeine Familientrauer, da Siebold ausdrücklich bemerkt, daß die nächsten Verwandten dreizehn Monate lang unrein bleiben, was in Japan mit Trauer gleichbedeutend ist. Es scheint übrigens, daß es daselbst zweierlei Arten Trauer gibt, eine tiefe und eine weniger tiefe, was den Widerspruch in den Angaben der Schriftsteller erklären mag. Während der oben erwähnten 49 Tage begibt sich die ganze Verwandtschaft des Verstorbenen an sein Grab, um dort zu beten und Kuchen einer besondern Art und in einer Zahl zu opfern, die jedesmal derjenigen der seit dem Begräbnisse verflossenen Tage entspricht, so daß deren 49 am 49. Tage herauskommen. Am 50. rasiren die Männer ihre Köpfe und ihre Bärte, die während sieben Wochen ungekämmt und ungeschoren geblieben waren. Man legt alsdann alle äußeren Zeichen der Trauer ab; Männer und Weiber kehren zu ihren gewöhnlichen Beschäftigungen zurück, nachdem sie zuvor allen denen, welche dem Leichenbegängnisse beiwohnten, ihren Dank abgestattet hatten. Noch muß man jedoch hinzufügen, daß während 50 Jahren die Kinder und Enkel des Verstorbenen mit ihren Opferungen an seinem Grabe fortfahren.

Sprache, Literatur, Fachwissenschaften, Musik, Malerei, Bildhauerei, Industrie.

So eigenthümlich die Japanesen als Volk im Allgemeinen sind, so eigenthümlich und charakteristisch ist auch ihre Sprache. Vater Oyanguren, einer der Jesuiten, die vor Jahrhunderten Japan besuchten, brachte zwar eine Grammatik ihrer Sprache zusammen, lehnte es aber unbedingt ab, ihre Schreibweise zu erklären, die, wie er sagte, vom Teufel selbst erfunden worden sei, um arme Missionäre zur Verzweiflung zu bringen und der Ausdehnung des Christenthums entgegenzuarbeiten.

Bis jetzt haben nur wenige Europäer einigermaßen erwähnenswerthe Kenntnisse darin erworben, obgleich die japanesische Sprache weniger schwierig, jedenfalls viel interessanter ist, als jede andere orientalische. Da jetzt freundliche Beziehungen zu der japanesischen Regierung stattfinden und der unbehinderte Verkehr mit Land und Leuten gestattet ist, so werden wir ohne Zweifel bald Europäer und Nordamerikaner Fortschritte im Studium ihrer Sprache machen sehen. Dasselbe empfiehlt sich aus zwei Gesichtspunkten, zunächst aus dem, daß die eingeborenen Dolmetscher in diplo-

matischen Dingen wenig zuverläßig sind und dann aus dem weitern, daß Niemand hoffen kann, ohne Kenntniß ihrer Sprache leicht mit den Japanesen zu verkehren, obgleich es mehr als wahrscheinlich ist, daß dieselben binnen Kurzem sich auch mit andern europäischen Sprachen, neben der holländischen, vertraut machen werden, da sie in der That viel Talent zur Sprachenerlernung zu besitzen scheinen. Einer von Xavers ersten japanesischen Christen lernte innerhalb acht Monaten portugiesisch lesen, schreiben und sprechen.

Die Schwierigkeiten, welche eine Betrachtung der geistigen und physischen Merkmale, die die verschiedenen menschlichen Raçen kennzeichnen, bietet, nehmen ungleich zu, so wie wir deren Sprachen in's Auge fassen. Dem Gläubigen mag, was die Bibel von der Sprachverwirrung erzählt, welche beim Thurmbau von Babel entstund, genügen; der Forscher nach wissenschaftlichen Gründen müßte annehmen, daß das gleiche Wunder sich auch auf den Geist wie auf die Denk- und Empfindungsweise der Menschen erstreckt habe, die damals ihre ursprüngliche Sprache gänzlich verlernt hätten, da es als unbestreitbares wissenschaftliches Resultat gilt, daß alle Sprachen, mögen sie nun Ursprachen, abgeleitete oder verderbte sein, die geistige Organisation, die Lebensgewohnheiten, die Denk- und Empfindungsweise der Völker, welche sie sprechen, vollständig abspiegeln.

Betrachten wir zunächst, wie die Japanesen das Fürwort „ich" geben.

In Japan hat jede Klasse ein besonderes „Ich", von dem keine andere Gebrauch macht; es gibt sogar ein solches, dessen sich nur der Mikado oder „geistliche Kaiser" bedient, und ein besonderes für das weibliche Geschlecht. Spricht man in Japan, so muß man es mit großem Anstand und wenigstens äußerlicher Erniedrigung thun; das „Ich" wird alsdann auf japanesisch wie folgt ausgedrückt; Wore, Warera, Watakausi, Loregasi; die beiden letzten Worte werden aber niemals in der Schriftsprache gebraucht.

Spricht man zu einem Obern (Jedermann in Japan, den Kaiser ausgenommen, erkennt vor sich einen Obern), so braucht man die Worte mi, miga, midomo, midomo-rago, kotsi, kotsiga.

Der Bonze oder Mönch sagt gausó; alte Männer schwinden in gaurò zusammen. Verheirathete Frauen brauchen das „Ich" in Midzaukara, Werawa, Wagami; das niedere Volk begnügt sich unter sich mit

Badische Landesbibliothek

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

wara und wu-rara. Tsinga ist das „Ich, der König" oder das „Wir" aus kaiserlichem Munde.

Fragt man nach der Bedeutung aller dieser japanesischen Wörter für „ich", so antwortet Humboldt: Das Gauso des Bonzen oder Mönchs, gleichbedeutend mit ego indignus, „ich Unwürdiger", ist wahrscheinlich dasselbe mit gau, was „unwissend" bedeutet; gewiß ist nur, daß in der malayischen Sprache alle Fürwörter der ersten Person, eines ausgenommen, dessen Bedeutung verloren gegangen ist, weiter nichts als die verschiedenen Grade der Erniedrigung bezeichnen.

Erkennt man nicht in dieser merkwürdigen Unterscheidung aller Persönlichkeiten oder vielmehr in dieser vollständigen Verläugnung aller Persönlichkeit das wahre Bild des von dem Regierungssystem seines Landes in allen seinen Verrichtungen beaufsichtigten Japanesen? Einem System, das ihm das Recht jeder eigenen Handlung genommen hat, ihn in seiner Straße unter Schloß und Riegel hält, in seinem eigenen Hause und sogar auf seinen Matten kontrollirt, aus ihm einen Spion macht, und ihn wieder durch Spione bewachen läßt. Und doch schlitzt sich dieser selbe Japanese dessen hoher Sinn und Gefühl von Ehre und Manneswürde dadurch nicht ganz vernichtet werden konnte, in einer Stunde, wo ihn die kaiserliche Ungnade getroffen hat, oder wo es ihm nicht vergönnt ist, sich an irgend einem kriechenden Verläumder zu rächen, seinen Bauch auf!

Die nämliche auffallende Unterscheidung betrifft die zweite oder dritte Person. Es gibt acht Fürwörter der zweiten Person, die nur auf Diener, Mündel und Kinder anwendbar sind. Man fügt einigen derselben die Endsylben mi und ga hinzu, um Verachtung oder die tiefste Erniedrigung auszudrücken; in der That kann nichts die Selbsterniedrigung eines Japanesen übertreffen, der sich in Gegenwart eines Höhergestellten befindet*)

---

*) Die Japanesen vergessen niemals die Bezeigung der Achtung, die sie einem Hochgestellten schuldig zu sein glauben, und bemessen den Ausdruck derselben genau nach dem Range, den er bekleidet. Von dem Kaiser an bis zu den niedrigsten Untergebenen seines Reiches findet ein fortwährendes „sich zu Füßen werfen" in allen möglichen Abstufungen statt. Ersterer fällt, in Ermangelung eines menschlichen Wesens, das über ihm im Range steht, vor irgend einem Götzen zu Boden; jeder seiner Unterthanen, vom Prinzen bis zum Bettler, erkennt irgend eine Person über sich, vor der er sich im Staube windet. Sieht man so eine ganze Nation auf den Knieen, so fällt einem das beliebte Kinderspiel ein, bei dem eine Anzahl kleiner Blöcke so in einer Reihe aufgestellt werden, daß einer den andern berühren muß. Wirft man nun den ersten um, so fällt

Die Endung ga, von der oben als Ausdruck der tiefsten Erniedrigung die Rede war, ist übrigens auch in dem Fürwort des „geistlichen" Kaisers, nämlich in Tsinga enthalten; dies erinnert uns an des Pabstes Servus Servorum Dei (Diener der Diener Gottes).

Die japanesischen Hauptwörter werden ganz verschieden von den unsrigen deklinirt. Wir nehmen z. B. das Wort: Fito der Mann; Fito-bono, Fito-dono, Fito-tato, und noch einige andere Verbindungen bezeichnen die Männer; Fito-no oder Fito-ga eines Mannes; Fito-ni oder Fito-ye, einem Manne u. s. w.

Ihre Zeitwörter bilden sie, ohne die Wurzeln zu ändern, wie folgt: z. B. yo, lesen; yomi, ich lese; yoda, ich las; yoma, yomozu oder yomozuru, ich werde lesen; yomo-kasi, dürfte ich lesen u. s. w.; auch verbinden sie, wie im Türkischen, ein Negativum damit, wie z. B. yomami, ich lese nicht; yomananda, ich las nicht.

Sie haben zweierlei Beiwörter, wovon das eine sehr eigenthümlich ist. So sagen sie für: hoher Berg, takai yama, buchstäblich, der Berg, welcher erhöht ist; atorasy iye, neues Haus, wörtlich, das Haus, welches neu ist. Das andere ist aus einem Zeitwort gebildet, wie z. B. aus foukai, „tief sein", machen sie foukade, „eine tiefe Wunde"; aus takai, „hoch sein"; takayama, „hoher Berg."

Sie haben kein Relativum, das unserm, welcher, welches u. s. w. entspricht. Statt zu sagen: der Mann, welcher sieht, sagen sie wörtlich: er sieht Mann, oder japanesisch: manita fito.

Diese wenigen Beispiele mögen genügen, um eine Idee von der Sprache zu geben, die dieses eigenthümliche Volk spricht; allein nicht zufrieden mit ihrer eigenen, sprechen sie auch die chinesische, und rühmen sich daher, daß sie zwei Sprachen reden, Yomi und Koye. Im Grunde genommen ist aber Koye reines Chinesisch, wenn auch mit einer abweichenden Aussprache, aber immer noch einsylbig. Da die Japanesen die chinesischen

---

es auf den zweiten und so fort, bis alle umgeworfen sind. Die kriechende Lage, in die sich ein Japanese versetzt, wenn er sich vor einem Höheren befindet, scheint zwar einem Japanesen sehr leicht zu fallen, würde aber schwierig und beschwerlich für jeden Andern sein, der daran nicht gewöhnt wäre. . . . . Alle diese Ehrenmänner, so demüthig sie sich auch in der erhabenen Gegenwart ihrer Vorgesetzten benahmen, hatten ihrerseits wieder ihre Verehrer, die noch weit kriechender waren. So ist jeder Japanese abwechselnd Herr und Sklave; in diesem Augenblick beugt er kriechend den Nacken unter den Fuß eines Andern; im andern Augenblick setzt er hochmüthig seinen eigenen auf den Nacken von Jemand, der unter ihm steht. Perrys Expedition, 348.

Wörter mit alphabetischen Symbolen schreiben, so mag die Art, wie sie dieselben aussprechen, diese chinesischen Wörter so geben, wie sie vor 15 bis 20 Jahrhunderten gesprochen wurden; denn ein, wenn auch noch so unvollkommenes, Alphabet, wird immer mehr dazu beitragen, eine Sprache zu erhalten, als der ideographische Charakter, den sie sonst hat.

Im Umgange vermengen die Japanesen das Koyo oder Chinesische, so viel sie können, mit ihrer eigenen Sprache, und die Gelehrtesten lassen ihre Zuhörer so viel Chinesisch vernehmen, daß sie allen denen unverständlich sind, die nicht eben so gelehrt sind, wie sie selber.

Sie sprechen von zwei Stylarten: dem Mai-den oder „gelehrten" auch religiösen, und Gheden, dem herrschenden Style; jeder derselben hat seine Abtheilungen, wovon jedoch kaum eine frei ist von einer Beimischung chinesischer Worte. Die japanesische Poesie besteht meist aus bloßem Yomi in Füßen von fünf oder sieben Sylben; hie und da wird sie auch, wie im Persischen und Türkischen, mit Prosa gemischt, aber selbst ihre Prosa hat oft eine rhythmische Cadenz als Nachahmung der Poesie. Deklamirt soll sie sehr wohlklingend sein.

Ihre Sprache wird gewöhnlich mit einem Alphabet von 47 Zeichen geschrieben, wovon ein jedes, wie im Chinesischen, eine Sylbe enthält, mit andern Worten, jede dieser Sylben bezeichnet in ihrer Sprache Begriffe, wie z. B. 1, 2, 3 u. s. w. des europäischen Zahlensystems. Wie die Chinesen schreiben sie von der Rechten zur Linken in Säulenform, die oben am Blatte anfängt und unten endigt. Franz Xaver fragte den interessanten, früher erwähnten Schüler, warum die Japanesen nicht nach unserer horizontalen Methode schrieben? Der Schüler, Namens Paul, fragte statt dessen, warum es die Europäer nicht eben so gut nach Art der Japanesen thäten? Zuletzt gab der hoffnungsvolle Jüngling einen hübschen philosophischen Grund für diese vertikale Schreibmethode an, indem er sagte: „Da die Natur des Mannes Kopf hoch und dessen Füße nieder gestellt hat, warum sollten wir sie nicht wenigstens im Schreiben hierin nachahmen"? Auch ist es interessant, daß sie ihr Alphabet nach den drei ersten Sylben Ei-ro-fa nennen, wie das unsrige nach den drei ersten Buchstaben A-b-c heißt.

Das Papier kam in Japan schon im 7. Jahrhundert in Gebrauch, und der Buchdruck von Holzplatten, wie in China, ward schon im Jahre 1206, also 250 Jahre, ehe diese unschätzbare Kunst in Europa erfunden ward, eingeführt.

Von dem Augenblicke an, wo die Japanesen die Buchdruckerkunst kannten, machte ihre Literatur rasche Fortschritte, und scheint sich von Jahr zu Jahr vervollkommnet zu haben. Unglücklicherweise ist sie in Europa fast unbekannt; allein nach den wenigen Büchern zu urtheilen, welche in die Hände gelehrter Ausländer kamen, und nach den Berichten, welche uns die Missionäre und andere Reisende hinterlassen haben, ist es offenbar, daß diese Nation Werke aller Art besitzt: historische, geographische und andere wissenschaftliche Abhandlungen, Bücher über Naturgeschichte, Reisewerke, Werke über Moralphilosophie, Encyclopädien, Dramen, Romanzen, Gedichte, überhaupt alle Gattungen der schönen Literatur.

Die große Verbreitung von Unterricht, wovon schon öfter die Rede war, stammt nicht aus neuerer Zeit. Schon die frühesten Missionäre, welche in dieses Land kamen, fanden überall Schulen eingerichtet. Franz Xaver erwähnt vier Akademien, die sich in der Nähe von Miako befanden, und deren jede 3—4000 Schüler besaß, indem er hinzufügt, daß, so bedeutend auch diese Zahlen erschienen, sie ganz außer Verhältniß zu der Zahl derer stünden, welche in der Stadt Bandone ihren Unterricht empfingen, und daß dergleichen gelehrte Anstalten im ganzen Reiche bestünden.

Auch scheint keineswegs in neuerer Zeit eine Abnahme hierin eingetreten zu sein. Meylan führt da, wo er von dem Anfang unseres Jahrhunderts spricht, an, daß die Kinder beider Geschlechter und ohne Unterschied des Standes ihrer Eltern in Primärschulen gesandt wurden, wo sie lesen und schreiben lernten und Unterricht in der Geschichte ihres Landes empfingen. Das Kind noch so armer Eltern muß wenigstens in diesen Zweigen unterrichtet werden. Englische Offiziere, die Japan 1845 besuchten, überzeugten sich, daß zu Nagasaki ein Kolleg existire, in dem neben allem, was zu dem gewöhnlichen Unterricht gehört, fremde Sprachen gelehrt wurden. Unter denen, die das englische Schiff besuchten, sprachen Viele holländisch. Einige verstanden etwas Französisch, Einer verstand auch ein wenig Englisch, und konnte ebenso einige englische Worte aussprechen. Derselbe haschte begierig nach jedem englischen Worte, das zu seinen Ohren drang, und schrieb es in seinem Notizbuch nieder. Sie alle schienen genau in der Geographie, einige sogar in der Geschützkunde bewandert zu sein. Die Begierde, mit der sie sich zu unterrichten suchten, gewährte überhaupt den englischen Offizieren viel Vergnügen.

Der Russe Golownin schreibt: „Die Japanesen sind sehr lern-

begierig; sogar gemeine Soldaten, die Posten stehen, sieht man in Büchern lesen. Dieser Hang zur Literatur hatte jedoch manches Unbequeme für uns, da sie stets laut und zwar wie mit einer Singstimme lesen, ganz in der Weise, wie man bei russischen Leichenbegängnissen Psalmen vorträgt. Ehe wir Zeit hatten, uns daran zu gewöhnen, waren wir unvermögend, die Nacht über auch nur einen Augenblick der Ruhe zu genießen. Die Geschichte ihres Heimathlandes, der Kämpfe, die sich unter ihnen, wie der Kriege, die sich zwischen ihnen und den benachbarten Nationen entspannen, bilden das Thema ihrer Lieblingsbücher, die alle in Japan gedruckt werden. Sie verwenden jedoch keine Gußtypen, sonden drucken mit Platten, die aus hartem Holze geschnitten sind."

In dem Werke: die Expedition der vereinigten Staaten nach Japan, befindet sich die interessante Erzählung von einem Entweichungsversuche, den zwei japanesische Jünglinge der höheren Klassen machten, um, wie sie sagten, „die fünf großen Kontinente behufs der Ausdehnung ihres Wissens zu besuchen". Es gelang ihnen, an Bord des einen der amerikanischen Kriegsschiffe zu gelangen; allein man verweigerte ihnen daselbst begreiflicherweise die Aufnahme, so lange sie nicht mit der Gutheißung ihrer Regierung kämen. Als sie an's Land zurückkehrten, wurden sie eingefangen und in einen „Käfig" gesperrt, später aber begnadigt, wie dem amerikanischen Commodore, als sich derselbe für sie verwandte, versichert ward. Ehe sie sich auf das amerikanische Schiff wagten, hatten sie ein Schreiben an die Amerikaner gerichtet, das in hohem Grade interessant und charakteristisch ist. Es lautet folgendermaßen:

„Zwei Schüler aus Yeddo in Japan widmen diesen Brief „den vornehmen Offizieren und denen, die an der Spitze stehen". Zu unserer Empfehlung können wir nur wenig sagen, da wir wenig oder keine Vorzüge besitzen und auch unsere Persönlichkeit wenig hervorstechend ist. Wir sind nicht im Waffendienste geübt, vermögen uns eben so wenig theoretisch darüber zu äußern; unsere Jahre und Monate sind vielmehr in leerem Treiben und wenig strebsamem Zeitvertreib dahingeflossen. Wir haben jedoch in Büchern gelesen und vom Hörensagen gelernt, wie die Sitten und Erziehung in England und Amerika beschaffen sind. Schon seit lange haben wir daher die Sehnsucht, die „fünf großen Kontinente" zu besuchen; allein die Gesetze unseres Landes verbieten uns strenge, uns daraus zu entfernen; es ist strenges Gesetz, daß kein Fremder in unser Land kommen darf, eben so wenig als wir dasselbe verlassen dürfen. Unser

Wunsch, fremde Länder zu besuchen, hat daher stets unaufhörlich unsere Brust bewegt, gleich Einem, dessen Athem gehemmt, oder dessen Gehen gehindert ist. Glücklicherweise hat die Ankunft Eurer vielen Schiffe und der lange Aufenthalt derselben in unsern Gewässern uns Gelegenheit gegeben, angenehme Bekanntschaften zu machen, und Euch sorgfältig zu beobachten, so daß wir jetzt von Euerem hohen und freundlichen Sinn vollkommen überzeugt sind; auch hat, daß Ihr gnädig auf uns herabblickt, die Gedanken früherer Jahre wieder geweckt und uns zur Reise gestimmt."

„Es ist also jetzt Zeit, unsern Plan auszuführen. Wir senden Euch daher auf geheimem Weg dieses unser Bittgesuch, daß Ihr uns an Bord Eurer Schiffe aufnehmet, wenn dieselben in See stechen; wir sind alsdann im Stande, die fünf großen Kontinente zu besuchen, selbst auf die Gefahr hin, daß wir durch den Schritt, den wir auf solche Weise thun, die Gesetze unseres Landes übertreten. Damit die, welche bei Euch an der Spitze stehen, um so eher unseren Wunsch erfüllen, wollen wir Euch Dienste in jeder uns möglichen Weise thun und uns unter Euern Befehl stellen. Denn in dem Lahmen steigt der Wunsch auf, zu gehen, wenn er Andere gehen sieht; allein wie soll der Fußgänger seinen Wünschen Genüge thun, wenn er Andere reiten sieht? Unser ganzes Leben hindurch war unsere Sehnsucht dahin gerichtet; allein wir waren innerhalb des Umfangs unseres Landes gebannt; aber jetzt, wo wir Euch trotz den Seestürmen segeln und die größten Wogen spalten sehen, wo ihr blitzähnlich tausende und Myriaden Meilen weit die fünf großen Kontinente umschifft, sollte uns da der Lahme nicht einfallen, der gehen will, und der Fußgänger, dem Gelegenheit gegeben ist, zu reiten? Wenn diejenigen von Euch, die an der Spitze stehen, unser Gesuch in gnädige Erwägung ziehen wollen, so werden wir dies dankbar erkennen; allein selbst dann bestehen noch die Gesetze unseres Landes für uns. Sollte daher unsere Absicht bekannt werden, so würden wir zurückgeholt und unfehlbar sogleich hingerichtet werden und dies würde Euerem Mitgefühl mit dem Schicksal Anderer gewiß wehe thun. Wollt Ihr daher unsere Bitte gewähren, so bewahrt sie in Euerem Innersten, bis Ihr im Begriffe seid, unser Land zu verlassen, um uns nicht großer Gefahr auszusetzen; später, wenn wir zurückkommen, werden unsere Landsleute es nicht der Mühe werth halten, sich weiter darum zu bekümmern. Zwar haben wir hierin nur unvollkommen unseren Wünschen Sprache verliehen, allein sie war eine aufrichtige;

wollt Ihr also uns hierin entgegenkommen, so zweifelt nicht an deren Aufrichtigkeit und willfahrt uns; wir versichern Euch zugleich unserer vollen Hochachtung. April."

Liegt nicht in dieser Anschauungsweise des japanesischen Volkes ungemein viel und gewährt sie nicht große Hoffnungen für die Zukunft dieses interessanten Landes?

Die armen Leute schienen ihr Unglück mit großem Gleichmuthe zu ertragen und wurden durch den Besuch, den ihnen die amerikanischen Offiziere abstatteten, offenbar höchlich erfreut. Als einer derselben sich dem Käfig näherte, in dem sie eingesperrt waren, schrieb einer von ihnen auf ein Brettstück, das man ihm reichte, die folgenden Sätze, die als bemerkenswerthe Probe philosophischer Ergebung unter Umständen, die selbst den stoischen Muth eines Cato erschüttert hätten, gewiß Erwähnung verdienen:

„Gelingt einem Helden die That nicht, in deren Ausführung er begriffen war, so betrachtet man ihn als einen Verbrecher. So hat man auch uns gefangen und in ein Käfig gesetzt. Die Beamten behandeln uns mit Verachtung und bedrücken uns. Da wir uns aber nichts vorzuwerfen haben, so muß sich jetzt zeigen, wer ein Held ist. Da uns die sechszig Staaten, innerhalb deren wir gebannt waren, zu enge dünkten, wollten wir die fünf großen Kontinente umschiffen. Dies war lange hindurch der Wunsch unserer Herzen gewesen. Plötzlich sehen wir unsern Plan durchkreuzt, und befinden uns nun in einer viel zu engen und niedrigen Wohnung, wo essen, ruhen, sitzen und schlafen gleich beschwerlich und gar keine Hoffnung ist, Erlösung daraus zu finden. Thöricht wäre es, hierüber zu weinen, verworfen, uns dessen zu freuen; so müssen wir uns denn still ergeben. (Gezeichnet) Jsadschi Kuda, Kwansudschi Mandschi."

Als literarische Probe beweisen diese getreu übersetzten Schriftstücke viel zu Gunsten Jung-Japans, und daß der gute Same auf eine fruchtbare Stätte gefallen ist.

Die japanesischen Buchhändler versehen den Büchermarkt mit wohlfeilen, für Kinder und die ärmeren Klassen leicht verständlichen Büchern. Die Ausgaben von Büchern, welche für ein höher gebildetes Publikum bestimmt sind, scheinen ungewöhnlich zahlreich zu sein. Viele dieser Bücher sind mit bildlichen Darstellungen und Holzschnitten versehen, die sie ebenso wie die Schrift von Holzplatten abdrucken. Wie die Chinesen bedrucken sie bloß die eine Seite ihres dünnen Papiers. Eine kaiserliche zu Miako

in des Mikados Palast gedruckte Encyclopädie ist reich mit Holzschnitten ausgestattet.

Balbi zu Folge enthalten die Bibliotheken von Yeddo und Miako 150,000 Bände.

Alle kommen darin überein, daß die Lektüre beiderlei Geschlechtern zur Erholung und Unterhaltung dient, und daß der Dairi, oder Hof des Mikado, ein wirklich gelehrter, literarisch gebildeter Hof ist. Es ist in Japan durchaus nicht ungewöhnlich, daß während der warmen Jahreszeit Gruppen von Herren und Damen, jede mit einem Buche in der Hand, sich um eine kühle Quelle oder einen schattigen Hain lagern. Wie auch immer ihre Literatur beschaffen sein mag, so viel ist gewiß, dieselbe ergötzt sie und hat ihre Sitten verfeinert.

Ihre Dramen sind meist auf nationale Geschichte oder Tradition gegründet und haben die Großthaten, Liebes- und andere Abenteuer ihrer Helden und Götter zum Gegenstande. Einige derselben mögen für didaktisch gelten, da sie dazu bestimmt sind, Lehren der Moral dem größeren Publikum verständlich zu machen. Ihre Haupttendenz ist erhebend, patriotisch, wahrhaft ausgezeichnet; hie und da gibt sich aber darin, für einen Europäer abschreckend genug, ein dämonischer Rachetrieb und eine Vorliebe für Darstellung grausamer Strafen und Torturen kund. Fischer sah auf der Bühne zu Osakka die Darstellung von Folterstrafen, die er als ausnehmend grausam beschreibt.

Es scheint, daß selten, vielleicht nie, mehr als zwei Schauspieler zu gleicher Zeit auf der Bühne sind; ihre Theater sind sehr groß; um sie nun mit ihren Stimmen auszufüllen, haben die Schauspieler die Gewohnheit, ungemein laut zu sprechen. Wie früher in verschiedenen Gegenden Europas, werden die weiblichen Rollen nicht von Schauspielerinnen, sondern von bartlosen Jünglingen gegeben. Dies mag daher rühren, daß der Beruf des Schauspielers in Japan in einem Grade angreifend ist, dem keine weibliche Kraft gewachsen wäre. Die Darstellungen beginnen am Mittag und endigen selten vor der späten Nacht. Der Schauspieler, der in demselben Stück die Rollen am häufigsten zu wechseln vermag, ist am meisten geschätzt. Diejenigen derselben, die bei dem Publikum beliebt geworden sind, sollen sehr hoch bezahlt werden. Der Beruf der Schauspieler ist indeß tief verachtet, da die Japanesen den Satz aufstellen, daß Derjenige, der seinen Charakter für Geld und andere Vortheile aufzugeben vermöge, kein Ehrgefühl besitzen könne. In natürlicher Folge dieser Aechtung und Hint-

ansetzung sind daher auch die japanesischen Schauspieler die unmoralischsten und verdorbensten Leute des ganzen Reiches.

Das Auffallendste, was jedoch über die japanesische Bühne gesagt werden konnte, betrifft die Reihenfolge der Vorstellungen. Oft werden an einem Tage drei lange Stücke gegeben, aber nicht, wie bei uns, eines nach dem andern als Ganzes, sondern in einzelnen Akten; nämlich zuerst der erste Akt des einen, dann der erste Akt des zweiten und hierauf der erste Akt des dritten; dann geht es wieder an das erste Stück und zwar an den zweiten Akt desselben, so nach und nach an die zweiten Akte des zweiten und dritten Stücks, und so fort, bis alle drei Stücke durchgespielt sind.

Vermöge dieser sonderbaren Einrichtung vermag der eine oder andere der Theaterbesucher, der bloß eines dieser Stücke sehen will, oder der nicht Geduld genug besitzt, der ganzen Vorstellung anzuwohnen, sich anderswohin zu wenden, seine Pfeife zu rauchen oder Saki zu trinken, während die Dramen, welche er nicht sehen will, aufgeführt werden; derselbe kann dann gestärkt zurückkehren, wenn sein Lieblingsstück auf der Bühne erscheint. Die japanesischen Damen sollen jedoch selten hiervon Gebrauch machen, da sie meist Geduld genug besitzen, die drei durcheinander gemischten Stücke auszuhalten, oder ihre Zeit damit zubringen, daß sie mittlerweile ihre Kleider wechseln; man weiß indeß von den japanesischen Theatervorstellungen wenig mehr, als daß die Schauspieler glänzend kostümirt sind und auf der Bühne noch öfter ihre Gewänder wechseln, als es die Damen in den Logen thun.

In wissenschaftlicher Beziehung haben die Japanesen hauptsächlich Arzneikunde, Astronomie und Mathematik gepflegt.

Die Zeitrechnung der Japanesen ist, wie man sich denken mag, eigenthümlicher Art, und geradezu unverständlich. Sie bedienen sich zu diesem Zwecke gleichzeitig drei verschiedener Methoden. Die eine heißt Nengo und gilt für historische Daten. Sie ist von den Chinesen entlehnt, von willkührlicher Länge und daher stets veränderlich; eine Art von Ende und Wiederanfang, ganz wie es der Mikado, bezüglich irgend eines Ereignisses, was ihm denkwürdig scheint, anordnet, wie z. B. der Vollendung eines Tempelbaus oder eines Erdbebens. Er gibt ihm alsdann einen Namen, der es einfach andeutet oder bedient sich dabei einer Metapher, einer Allegorie oder des Räthsels, so z. B. weihte ein Mikado bei seiner Abdankung eine neue Zeitrechnung mit der Benennung Nengo genrohk oder der Nengo

des Segens der Natur und Kunst ein, womit er andeuten wollte, daß dies sein eigener Genuß in der Einsamkeit sein würde, gleich Karl V. in dem Kloster von St. Just, wo er sich auf das Uhrenmachen verlegte und aber zu spät die Erfahrung machte, daß er die Uhren eben so wenig „gleichmäßig gehen" machen könne, als es ihm während seiner Regierung gelungen war, die Menschen nach seinem Systeme „denken" zu machen. So rechnen sie auch nach der Regierungszeit des Mikados, und eben so nach der des Sioguns, und der Datum der letzteren findet sich auf allen Titeln japanesischer Bücher. Ihre dritte Zeitrechnung umfaßt einen Zeitraum von sechs Jahren und ist, ebenfalls etwas unverständlich, auf die Zeichen ihres Zodiaks und der fünf Elemente begründet. Sie nennen diese Zeichen Ziguni noshi, oder die zwölf Aeste.

Eben so eigenthümlich fassen die Japanesen die Elemente auf. Sie nehmen deren fünf an, schließen aber die Luft davon aus; dagegen begreifen sie das Holz und die Metalle unter den Elementar-Substanzen. Diese fünf Elemente verdoppeln sie auf sonderbare Art, indem sie jedes doppelt und einzeln annehmen, das eine Mal in seinem natürlichen Zustande, das andere Mal als zum Gebrauche des Menschen dienend gemacht, jedoch immerhin als Element. Dies ist so seltsam, daß es eine nähere Erwähnung verdient.

1. Kino-ye ist Holz in seinem natürlichen Zustande, als Baum: es ist dies das erste Element und wird zum

2. Kino-to, wenn es gehauen und Zimmerholz geworden ist.

3. Fino-ye ist das Element des Feuers in seinem ursprünglichen Zustande, wie es in der Hitze der Sonne, als Blitz, als vulkanischer Ausbruch erscheint.

4. Fino-to ist das Feuer, was mit Holz, Oel u. s. w. angezündet wird.

5. Tsoetsno-ye ist Erde in ihrem unbebauten Zustande, als Berggipfel, der Grund der See u. s. w.

6. Tsoetsno-to ist von der Hand des Menschen bearbeitete Erde, wie Porzellan, irdene Waare u. dergl. Zu welchem dieser beiden Elemente urbar gemachter Boden gehört, ist nicht gesagt.

7. Kanno-ye ist das metallische Element in seinem ursprünglichen Zustande als Erz.

8. Kanno-to ist dasselbe Metall in geschmolzenem Zustande.

9. Mietso-ye ist Wasser, das in Quellen und Bächen fließt.

10. Mietno-to ist das andere Element, nämlich stagnirendes Wasser. Hierin weichen die Japanesen auffallend von dem Grundsatze ab, daß jede Zurichtung zum menschlichen Gebrauche stets das zweite Element begründe.

In ärztlicher Beziehung werden die Japanesen von allen, die ihr Land bereist haben, sehr gelobt; nur verhindert der Abscheu, den sie vor allem hegen, was todt ist, daß sie durch Seciren sich anatomische Kenntnisse erwerben.

Stechen mit Nadeln und brennen mit Moxa sind japanesische Erfindungen. Aus diesem Lande brachte man dieselben nach Europa, wo sie, während einer längeren Reihe von Jahren, in verschiedenen Gegenden dieses Erdtheils in Anwendung kamen.

Das Stechen mit Nadeln wenden sie hauptsächlich bei heftigen endemischen Koliken an. Der japanesischen Theorie zu Folge rührt diese Kolik vom Wind her; um nun diesen Wind herauszulassen, werden verschiedene kleine Oeffnungen — 9 ist deren beliebte Zahl — mit besonders hierzu zugerichteten Nadeln in den Muskeln des Magens oder Unterleibs gemacht, obgleich man in manchen Fällen auch andere fleischige Theile des Körpers zu der Operation wählt. Diese Nadeln sind fast so dünn als Haare, und werden von Personen, die besonderes Geschick im Härten derselben haben, meist aus Gold oder Silber, hie und da auch aus Stahl gemacht. Man vermeidet sorgfältig die knochigen Theile, die Nerven und Blutgefäße. Während man diese Nadeln durch Haut und Muskeln sticht, dreht man sie auf eigenthümliche Weise dabei um. Es gibt viele Aerzte in Japan, die sich bloß mit dieser Heilmethode beschäftigen.

Das beliebtere und mehr allgemeine Mittel, das fast eben so oft zur Vorbeugung, wie als Heilmethode seine Anwendung findet, ist das Brennen mit Moxa. Es ist dies der feinere wollige Theil der jungen Blätter des Wermuths (Artemisia), dessen rauherer Theil als gewöhnlicher Zunder gebraucht wird. Man verschafft sich solchen, indem man die Blätter so lange aneinanderreibt, bis sich das Grüne davon absondert, und nichts als die Wolle übrig ist, die man auf zweierlei Weise zubereitet. Wendet man es zur Heilung an, so gibt man ihm die Gestalt eines kleinen Kegels. Diesen Kegel setzt man an die Stelle, welche operirt werden soll, und zündet ihn an seinem oberen Theile an. Er brennt alsdann sehr langsam und läßt eine Narbe oder Blase, die bald darauf aufbricht, auf der Haut zurück. Die Operation ist nicht sehr schmerzhaft,

außer man wiederholt sie an derselben Stelle, was häufig geschieht, oder wenn man sie bei gewissen zarten Köpertheilen anwendet. Man hält sie für sehr wirksam bei Pleuresien, Zahnweh, bei der Gicht und bei Rheumatismen; Unpäßlichkeiten, die, wie die oben erwähnte Kolik, einen schnellen Verlauf haben. Die Japanesen besitzen über die Wirkungen, welche die Mora hervorbringt, und darüber, auf welchen Körpertheil sie aufgelegt werden müsse, weitläufige Abhandlungen, und ihre Anwendung bildet bei ihnen eine für sich bestehende Wissenschaft. Die fleischigen Theile, namentlich des Rückens, werden gewöhnlich dazu gewählt. Man wendet sie mehr vorbeugend denn als Heilmittel an, und jede Person, mag sie nun jung oder alt, männlich oder weiblich sein, sogar Gefangene in den öffentlichen Kerkern unterwerfen sich wenigstens einmal innerhalb sechs Monaten dieser Kur. Ein anderes ihrer Mittel ist Reiben, was von manchen Aerzten stark angewendet wird und sich bei Beinschmerzen, die vom Witterungswechsel herrühren, sehr wirksam erweist. Manchen Pflanzenkräften schreiben sie eine wunderbare Wirkung zu, überhaupt scheinen die Japanesen, wie z. B. in den Eigenschaften, welche sie dem Horn des Einhorns und der Ginsengwurzel zuschreiben, ebenso von Quacksalbern ausgebeutet zu werden, wie aufgeklärtere Nationen. Titsingh behauptet aus eigener persönlicher Erfahrung und Erprobung zu sprechen, indem er die nachfolgende erstaunliche Mittheilung macht:

„Statt die Todten in Särgen zu verschließen, die in Länge und Breite der Größe und dem Umfang derselben entsprechen, legen sie die Leichname in Züber, die drei Fuß hoch sind, zwei und einen halben Fuß oben und zwei Fuß unten im Durchmesser haben. Es läßt sich nur schwer begreifen, wie der Körper einer erwachsenen Person sich in einen so kleinen Raum zusammenpressen läßt, namentlich wenn die durch den Tod steif gewordenen Gliedmaßen sich nicht mehr biegen lassen."

„Die Japanesen, denen ich diese Bemerkung machte, theilten mir mit, dies geschehe mittelst eines besondern Pulvers, Dosia geheißen, das man in die Ohren, Naselöcher und den Mund des Todten einschütte, worauf dessen Gliedmaßen plötzlich eine erstaunliche Biegsamkeit erhielten. Da sie das Experiment in meiner Gegenwart zu machen versprachen, so sah ich mich genöthigt, mein Urtheil darüber zu verschieben, um nicht etwas für absurd zu erklären, das in der That völlig unglaublich erscheinen mußte, sich übrigens möglicherweise durch den Galvanismus erklären läßt, der anfänglich ebenfalls in seinen Wirkungen unglaublich erschien."

„Das Experiment fand wirklich bei strenger Kälte im Monat Oktober 1783 statt. Ein junger Holländer war in unserer Faktorei zu Desima gestorben; ich hieß daher den diensthuenden Arzt den Leichnam desselben waschen und die ganze Nacht hindurch auf einem Tische, der nahe an einem offenen Fenster stand, der Luft aussetzen, damit er recht steif würde. Den darauffolgenden Morgen begaben sich mehrere Japanesen, einige Angestellte der Faktorei, mit mir zum Leichnam, um denselben zu untersuchen. Er war hart wie ein Stück Holz geworden. Einer der Dollmetscher, Namens Zenby, nahm hierauf aus seinem Busen ein Taschenbuch und aus demselben ein längliches Papier, das ein grobes, wie Sand aussehendes Pulver enthielt. Es war dies das berühmte Dosiapulver. Hiervon steckte er eine Prise in die Ohren, eine andere in die Naselöcher, eine dritte in den Mund des Leichnams und sofort fielen, mag dies nun die Wirkung des Pulvers oder eines mir gespielten Taschenspielerstreichs gewesen sein, die Arme des Todten, welche vorher auf der Brust gekreuzt waren, von selbst herab, und in weniger als 20 Minuten, denen ich mit der Uhr in der Hand folgte, hatte der Leichnam wieder seine ganze Biegsamkeit erlangt."

„Ich schrieb diese Erscheinung der Wirkung irgend eines feinen Giftes zu; allein man versicherte mich, daß das Dosiapulver, weit entfernt, Gift zu enthalten, eine ausgezeichnete Arznei bei Niederkünften, in Augen- und andern Krankheiten, sei. Eine, selbst im Zustande vollkommener Gesundheit genommene Dosis dieses Pulvers soll Wirkungen hervorbringen, die es allen Klassen der Japanesen besonders werthvoll machen. Es weckt die Lebensgeister und stärkt den Körper. Man bewahrt es sorgfältig in einem weißen Tuche, da es fast nie seine Kraft verliert."

„Vornehmen Personen, die am Sterben sind, gibt man eine Dosis dieses Pulvers; wenn es auch nicht deren Leben verlängert, so beugt es doch dem Steifwerden der Glieder vor und der Körper ist dadurch weniger dem Betasten von Todtenschauern und dergl. ausgesetzt, was immerhin ein Umstand von einiger Bedeutung in einem Lande ist, wo die größte Schonung Todter verlangt wird."

„Es trieb mich, mir etwas von diesem Pulver zu verschaffen. Ich mußte jedoch nach Kidscho oder den neun Provinzen zu den Tempeln der Sintus senden, die das ausschließliche Privilegium des Verkaufs desselben besitzen, weil sie sich zu den Lehren des Kobu-Dayst, des Erfinders desselben, bekennen.

„Dieses Pulver kam nach dem Tode des Kobu-Dayfi, im zweiten Jahre des Nengoziowa (Seite 25) in Japan in allgemeinen Gebrauch. Was ich das erste Mal davon erhielt, war nur sehr wenig, und selbst dieses Wenige erhielt ich nur aus besonderer Gefälligkeit der Priester, die sonst nie mehr als eine Prise davon auf einmal hergeben dürfen."

„Bei meiner im Jahre 1784 stattgefundenen Abreise nahm ich jedoch eine bedeutende Menge dieses Dosiapulvers mit. Ein Theil war in Loosen, deren jedes 20 kleine Päckchen enthielt. Der Name befand sich auf der Außenseite in rothen Buchstaben; der Rest war in kleinen Säckchen enthalten und bestand in einem groben Pulver, worin sich hie und da Goldtheilchen befanden, und das wahrscheinlich noch nicht die gerühmte Eigenschaften hatte. Nur ein kleines Päckchen war chemisch auf eine Weise behandelt worden, die das Pulver wirksam machte, und dieser Theil desselben war weiß wie Schnee."

„Die Entdeckung des Dosiapulvers schreibt man einem Priester Namens Kobu-Dayfi zu; derselbe lernte die Eigenschaften dieses wunderbaren Minerals auf dem Berge Kongosen oder Kinbensen, in der Provinz von Yametto, kennen, wo sich viele Gold- oder Silberminen befinden, und brachte eine große Menge davon in den Tempel auf dem Berge Kodschas-an, dessen Priester er war."

„Die Priester desselben singen heut zu Tage noch Dankeslieder den Göttern dafür, daß sie Kobu-Dayfi diese wichtige Entdeckung machen ließen. Ist ihr Vorrath erschöpft, so holen sie in lakirten Schalen frische Mengen vom Berge Kongosen. Zu allen Zeiten ist das niedere Volk geneigt, Erscheinungen, die dem menschlichen Verstande unbegreiflich sind, der Einwirkung himmlischer Geister beizuschreiben; so behaupten auch die Priester dieses Tempels, daß die Wirkung dieses Pulvers von der Inbrunst ihrer Gebete herrühre. So wie die frische Zufuhr ankommt, so wird sie in eine lakirte und vergoldete Schale gelegt, und so vor das Bildniß des Gottes Day-nitsi oder Bivon-sanna gestellt. Die in einem Kreise um den Altar versammelten Priester singen, während sie zwischen ihren Fingern die Kügelchen einer Art von Rosenkranz bewegen, siebenmal vierundzwanzig Stunden lang eine Hymne, die sie Guomisingo nennen, und deren Worte folgende sind:

Ouo bokja Biron Saunanornaka-godora mani
faudo ma, zimoara,gara, garetaga won.

Dieselben versichern, daß nach Vollendung dieses langen Betgesanges

ein Rauschen in dem Sande gehört werde, alle unreinen Theilchen von selbst aus dem Gefäße entweichen und nichts als das berühmte Dosiapulver zurück bleibe, das alsdann unter die Sintutempel vertheilt wird.

Im Jahr 1799 untersuchte Charpentier Cossigny dieses wunderbare Pulver und unterwarf es einer genauen Analyse. Ihm zufolge erwies es sich als nichts denn als ein Gemisch von Asche und Erde, Pyrit und Mica. Er probirte es an Leichnamen in einfachen, doppelten und dreifachen Dosen, allein sie blieben so steif, als sie zuvor gewesen waren, während der 15, 30 und 60 Minuten, während welcher er sie beobachtete. „Ich erkläre sogar", fügt er hinzu, „daß ich eine ganze Dosis dieses Pulvers nahm, ohne den mindesten Effekt an mir zu spüren. Es ist geruchlos und man hat davon blos den Geschmack von Sand im Munde. Was man von seinem geheimnißvollen Ursprung erzählt, bestätigt in mir den Verdacht, daß seine Anwendung mit irgend einer religiösen Glaubensmeinung zusammenhänge" *).

Chemie scheint nur wenig bei ihnen studirt zu werden, Botanik dagegen weit mehr, wenigstens so weit sie die Kenntniß der Kräuter betrifft. Einige ihrer vegetabilischen Arzneien sollen von ausgezeichneter Wirkung sein. Das Volk erwartet jedoch seine Heilung meist von strenger Diät, den Nadelstichen und der Mora, die noch immer bei ihnen im allgemeinen Gebrauche sind.

In der Astronomie scheinen sie am meisten Fortschritte gemacht zu haben, wenigstens sind sie dieser Wissenschaft eifrig ergeben. Ihre besten Astronomen sollen mit Lalandes Abhandlungen und anderen gelehrten Werken, die in's Holländische übersetzt sind, genau bekannt sein. Dies widerlegt offenbar die in Bezug auf sie gemachte Behauptung, daß sie nur wenig von Mathematik wüßten. Auch kennen sie die meisten unserer astronomischen Instrumente, ja sogar ihre eigenen Künstler haben dieselben in großer Vollendung nachgeahmt. Sie besitzen ausgezeichnete Teleskope,

---

*) Kein einziges der Werke, welche der wunderbaren Eigenschaft dieses Pulvers Erwähnung thun, weiß etwas davon, daß Cossigny solches für Betrug erklärt habe. Der Entdecker Kobu, ein großer Weltweiser und Heiliger, soll auch nach vielfachem Nachsinnen gefunden haben, daß die vier Hauptplagen der Menschheit folgende seien:

1. Sikoff, die Hölle,
2. Goki, das Weib,
3. Tükuslo, der Mann mit verdorbenem Herzen,
4. Sioura, der Krieg.

Chronometer, Barometer und Thermometer von inländischer Arbeit, haben sogar ihre Berge mit dem Barometer messen gelernt.

Die Hofhaltungen beider Kaiser — des weltlichen und geistlichen — sind Mittelpunkte wissenschaftlichen Strebens und der Literatur. Gute Almanache, die auch die Berechnung der Eclipse enthalten, gehen jedes Jahr aus den Kollegien von Yeddo und Miako hervor. Aus den wenigen Beobachtungen zu schließen, welche die Offiziere des englischen Schiffes Samarang machten, würden wir die Japanesen, wenn wir sie nur kenneten, im Besitz weit größerer wissenschaftlicher Kenntnisse finden, als man gewöhnlich geneigt ist, ihnen zuzuerkennen. Auch ist es vollkommen erwiesen, daß sie in Trigonometrie und in den besten Prinzipien bürgerlicher Ingenieurkunst wohl bewandert sind.

Maschinen oder vielmehr solche, die die Handarbeit verringern und dem Volke die Verwendung nehmen, zu der es bis dahin gebraucht wurde, finden von Seiten der japanesischen Regierung keinen Beifall, ja werden faktisch unterdrückt. Der Siogun wies eine europäische Oelmühle, welche man ihm zum Geschenk anbot, zurück; er erklärte, sie sei sehr kunstreich erdacht, wollte man aber dergleichen Maschinen in seinem Lande einführen, so würde dies alle japanesischen Oelpresser um ihre Arbeit und ihr Brod bringen.

Obgleich sie große Verehrer von Musik sind, so scheint die ihrige doch — wie die aller Orientalen — für europäische Ohren durchaus unerträglich zu sein. Vielleicht ist aber dieses Urtheil etwas zu hart.

„Man sagte uns", schreibt ein englischer Schrifteller, „Jemand, der ein feines musikalisches Gehör besitzt, habe die Musik, welche er von einigen japanesischen Damen hörte, höchlich belobt. Die Samsie oder nationale Guitare, ist in der That in Japan ein noch unerläßlicherer Theil weiblicher Erziehung, als in Europa das Clavier. So wie das Samsie berührt wird, so ist damit das Zeichen zur Beseitigung aller Ceremonie und alles Zwanges gegeben. Der japanesische Mann von Bildung hat keinen Begriff von geselligem Genuß ohne die Gesellschaft von Damen. Jegliche Schöne nimmt ihr Samsie mit in die Gesellschaft, dort singen und spielen sie abwechselnd, während die Männer ihre Pfeifen rauchen und Saki trinken. Es findet keine Festlichkeit statt, bei der nicht die Frau des Hauses den Vorsitz hat."

Was die Geschicklichkeit und Handfertigkeit der Japanesen betrifft, so ist darüber nur eine Stimme. Nach den Worten eines der früheren

Badische
Landesbibliothek

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

BUNGO
PRAEFECT VON HAKODADI.

Carlsruhe, Kunstverlag.

italienischen Missionäre arbeiten sie bewunderungswürdig in Eisen, Silber, Gold und den andern Metallen, ebenso in Holz, Bambus und den übrigen Stoffen, welche ihr schönes Land aufweist. Ebenso besitzen sie die Kunst, Nutzen aus Material zu ziehen, das man als werthlos bei uns zur Seite wirft.

Künste und Manufakturen, sagt Thunberg, werden in allen Theilen des Landes gepflegt und sind zu einem solchen Grade der Vollkommenheit gebracht, daß sie selbst die von Europa übertreffen, während sie in einigen Zweigen demselben nachstehen. Sie arbeiten sehr gut in Stahl und Kupfer; ihre Seiden- und Baumwollenmanufakturen kommen den Erzeugnissen anderer Länder des Orients gleich, oder übertreffen sie noch. Ihre Holzlakirarbeit, namentlich die früherer Zeiten, übertrifft alles, was auf diesem Gebiete von andern Nationen bis jetzt geleistet wurde. Ebenso arbeiten sie mit vieler Geschicklichkeit in Sowas, was eine Mischung von Gold und Kupfer ist, die sie auf eine uns bis jetzt unbekannte Weise mit ihrer Tusche oder Dinte blau oder schwarz zu färben im Stande sind. Auch sind sie bekannt mit der Kunst der Glasfabrikation und verstehen, es zu jedem Zweck, gefärbt oder ungefärbt, zu bereiten. Früher waren sie nicht im Stande, flaches Fensterglas zu bereiten. Diese Kunst haben sie erst vor nicht langer Zeit von den Europäern gelernt, ebenso das Uhrenmachen. Man trifft hie und da Uhren in ihren Wohnungen. Auch die Kunst des Glasschleifens haben sie sich zu eigen gemacht und fertigen auf diese Weise Teleskope, wozu ihnen die Holländer das Spiegelglas liefern. In der Stahlbereitung sind sie vollkommene Meister und ihre unvergleichlichen Schwertklingen liefern hiervon den klarsten Beweis. Papier wird in großer Menge gefertigt, sowohl zum Schreiben als zum Drucken, zu Tapeten, Schnupf- und Packtüchern u. s. w., und zwar in verschiedenen Formaten und in verschiedener Güte. Sie bereiten es aus der Rinde einer Species des Maulbeerbaumes.

Die lakirten Holzarbeiten Japans übertreffen die chinesischen, siamesischen, wie überhaupt die aller andern Nationen der Welt. Zu diesem Zwecke nehmen sie die schönsten Fichten- und Cedernsorten und bedecken dieselben mit der besten Sorte Firniß, den sie aus der Rhus vernix gewinnen, einem Baume, der in großer Menge in ganz Japan wächst. Dieser Firniß, der von dem Baume abfließt, nachdem man einen Einschnitt in denselben gemacht hat, wird von Stämmen gewonnen, die drei Jahre alt sind, und in einem hierzu geeigneten Gefäße gesammelt. An-

fänglich ist er von heller Farbe und sieht wie Rahm aus, setzt man ihn der Luft aus, so wird er nach und nach dicker und schwarz. Er ist so rein und durchsichtig, daß, wenn er auf Kästchen oder anderes Hausgeräthe rein und unvermischt gestrichen wird, jede Ader des Holzes sichtbar ist.

In der Stahlbereitung müssen die Japanesen entweder außerordentliche Geschicklichkeit entfalten, oder ein werthvolles Geheimniß derselben besitzen. Die schönste Schwertklinge, welche jemals in den Waffensammlungen Europas zu sehen war, war eine Klinge von alter japanesischer Arbeit; dieselbe übertraf alle Damascener- und Andreas-Ferraraklingen. Man führt als Thatsache an, daß man mit einem Schwerte dieser Art auf einen Hieb einen Menschen in zwei Theile spalten könne.

Golownin schreibt: Was ihre Stahlmanufakturen betrifft, so übertreffen japanesische Säbel und Dolche alles Andere in der Welt, Damascenerklingen vielleicht allein ausgenommen; dieselben leisten darin wirklich Außerordentliches. Die Schneide ihrer Säbel ist so scharf wie die von Rasirmessern. Im Poliren von Stahl und andern Metallen sind sie besonders geschickt. Sie fertigen Stahlspiegel, die, was das Zurückstrahlen betrifft, kaum unsern Glasspiegeln nachstehen. Ich sah oft Handwerkszeuge, die in Japan gemacht waren, und in nichts den englischen nachstanden. Ihre Sägen sind so gut, daß man aus dem härtesten Holze die dünnsten Bretter damit schneiden kann.

In der Baumwollenwaarenfabrikation sind sie nur wenig geschickt. Zu Taschentüchern, Servietten und zu andern Zwecken, wo wir Calico, Seide oder Musselin verwenden, gebrauchen sie, wie schon oben erzählt wurde, ein grobes, dickes, schwammiges, aus der Rinde eines Baumes bereitetes Papier.

Der geringen Güte der japanesischen Seide ist schon oben gedacht worden, allein reiche und schöne Gewebe werden aus der Seide gefertigt, welche ihnen China zuführt. Diese werthvollen Seidenwaaren sollen jedoch blos von unglücklichen Adeligen und andern Vornehmen gefertigt werden, welche auf einsame Inseln verbannt sind, und dort ihren Unterhalt damit verdienen müssen.

Einige ihrer Erwerbszweige werden in großartigem Maaßstabe betrieben; darunter namentlich ihre Eisenwerke, Tabacksfabriken, Brauereien und Destillerien. Einige der letztern sollen namentlich große Ausdehnung haben. Tausend fleißige Hände sind fortwährend mit der Fabrikation von Strohschuhen, Strohhüten und Matten beschäftigt. Der Verbrauch dieser

aus inländischen Gräsern gefertigten Strohwaaren soll in der That erstaunlich groß sein.

Diese Fabrikanstalten sollen über das ganze Reich verbreitet sein, die hauptsächlichsten derselben sich aber in den Städten Miako, Yeddo und Osakka befinden.

Als die Holländer zum ersten Mal Japan betraten, durften die Japanesen noch fremde Länder besuchen. Ihre Schiffe trotzten der Wuth der Stürme, obwohl sie nach dem Muster der chinesischen Dschonken gebaut waren. Handeltreibende ihrer Nation waren über alle Länder Indiens verbreitet; es fehlte der Nation weder an tüchtigen Matrosen, noch an unternehmenden Geschäftsleuten. In einem Lande, in dem die untern Classen blos durch stete Arbeit ihren Unterhalt verdienen können, müssen Tausende geneigt sein, ihr Glück auswärts zu suchen, weniger des blosen Gewinns halber, als wegen der Gewißheit, daß ihnen dadurch Gelegenheit gegeben wird, ihre Neugierde durch den Anblick zahlloser, ihnen bis dahin ganz unbekannt gebliebener Gegenstände zu befriedigen.

Dadurch wurden kühne und erfahrene Seeleute, zugleich aber auch Krieger gebildet, die, was Tapferkeit betraf, von keiner andern kriegerischen Nation Indiens übertroffen wurden.

Die Japanesen, die von früher Jugend an gewöhnt waren, von den kühnen Thaten ihrer Voreltern zu hören, schon als Kinder ihren ersten Unterricht durch die Bücher empfingen, welche davon erzählten, und gleichsam mit der Muttermilch für den Ruhm der vaterländischen Waffen empfänglich wurden, machten auf diese Weise den Krieg zu ihrem Lieblingsstudium. Eine solche Erziehung hat zu allen Zeiten Helden gebildet, sie erzeugte auch in den Japanesen einen Stolz, den noch alle Reisenden an ihnen zu rühmen wußten. Der japanesische Küstenhandel ist außerordentlich belebt und zwar heute ebenso wie vor 150 Jahren, wo ihn Kämpfer mit folgenden Worten beschrieb: „Welch lebhafter Handel wird nicht zwischen den verschiedenen Provinzen des Reichs getrieben! Wie emsig und betriebsam sind nicht überall seine Kaufleute, wie mit Schiffen gefüllt seine Hafenplätze! Wie viele reiche Handelsstädte trifft man nicht längs seiner Küsten! Ueberall um uns herum ist das Volksgedränge so groß, ein solcher Lärm von Rudern und Segeln, eine so große Anzahl von Schiffen und Booten, daß man zu der Annahme geneigt wäre, die gesammte Bevölkerung habe sich an den Küsten versammelt und das ganze Binnenland sei verlassen und öde."

Allen Berichten zufolge ist indeß der Binnenhandel von Niphon und der andern großen Inseln ebenso rührig als der längs der Küsten. Alle größeren Städte des Innern zeichnen sich durch besondere Produkte oder Handelszweige aus, deren Austausch das ganze Reich in unaufhörlicher Thätigkeit erhält. Die eine durch Saki, Seidenmanufakturen, Fische, wilde Gänse, gußeiserne Geräthe; die andere durch Baumwollengewebe, Bergcrystall, Schwefel; die dritte durch Salpeter, Zinn, Blei, Bambus, Fischangeln, Jagdhunde, Ziegel und Kochgeschirr; die vierte durch Wallfische, eßbare Pflanzen, irdene Gefäße, Matten, Porzellan, Zucker und Geschütze; eine fünfte durch gesalzene Fische, Orangen, Leder, Kisten, Flinten- und Mahlsteine, Tabakspfeifen; eine sechste durch Kampfer, Zimmet, Pferde und Tabak u. s. w.

Wie bereits erwähnt, sind Diebe und Räuber in Japan höchst selten, die Straßen vollkommen sicher. Der Kaufmann beladet die Zugthiere mit den reichsten Gütern, mit Gold und Silber, ohne Furcht vor Beraubung. Dies ist nicht die bloße Wirkung der Gesetzgebung, strenger Strafen und polizeilicher Vorkehrungen. Die Japanesen hegen vielmehr als stolzes Volk einen tiefen Abscheu vor jeder Eigenthumsverletzung. In dieser Beziehung stehen sie weit über den Chinesen.

Daß ihre Wißbegiede außerordentlich groß sei, ist schon oben erwähnt worden.

Ein neulicher Beobachter sagt hierüber: „Niemals gab es ein Volk, das für jeden Fortschritt empfänglicher war, als das japanesische. Die Wahrnehmung ist von großem Interesse, daß, während viele ihrer Lebensgewohnheiten in unsern Augen als barbarisch erscheinen, während sie in so Manchem, worüber in Europa seit Jahrhunderten Jedermann im Klaren ist, sich unwissend zeigen, z. B. ihre Bäuche aufschlitzen und ihren Pferden Strohschuhe anlegen, weil sie unsere Methode des Hufbeschlags nicht kennen, sie in andern Zweigen des Wissens sich Kenntnisse erworben haben, zu deren Erwerbung die Nationen Europas Jahrhunderte brauchten. Zu Nagasaki werden bereits Dampfmaschinen für Eisenbahnen oder Schiffe gefertigt, japanesische Kapitäne und Ingenieure befehligen ihre Kriegsschiffe, wovon drei mit Dampfmaschinen versehen sind, sie verstehen bereits den elektrischen Telegraphen, fertigen Thermometer und Barometer, Theodolits und Aneroids. Ihre Ferngläser und Microscope sind gut und sehr billig. Sie besitzen eine große Glasmanufaktur, deren Erzeugnisse den unsrigen nicht nachstehen. Irgendwo im Innern ihres Landes haben sie bereits

eine Eisenbahn, wozu ihnen die Amerikaner die Anleitung gaben. Viele von ihnen sprechen holländisch, Einzelne auch englisch, alle aber sind wißbegierig. Sie sind dabei gewohnt, Alles aus sich selbst zu thun. Bedenkt man nun, daß sie alles dies innerhalb zehn Jahren in's Werk setzten, so muß man zugeben, daß das, was sie innerhalb dieser kurzen Zeit vollbracht haben, an's Wunderbare grenzt."

Ursprung der Japanesen, nebst historischen Notizen.

Fragt man einen Japanesen nach der Abstammung seiner Nation und woher ihre Ahnen kamen, so wird er mit großer Selbstzufriedenheit erwiedern, daß sie in gerader Linie von den Göttern abstammten und auf den Inseln, die er heute noch bewohnt, von jeher gewohnt haben. Alles, was sich auf dieselben bezieht, scheint den Glauben der heutigen Japanesen zu bestärken. Man kann zwar den ethnologischen Volkszweig nachweisen, zu dem ihre Ahnen gehört haben mögen, allein es fehlt an jedem Anhaltspunkt darüber, woher die ersten Bewohner Japans gekommen sein mögen. Eine tiefe Dunkelheit lastet über dem Ursprung aller Nationen, die als Typen der Menschheit gelten, und es ist eben so schwierig, sich einen andern als einen einheimischen Ursprung der Japanesen, als einen solchen des Quadrumans oder japanesischen Affen zu denken. Sicherlich wanderte der Affe nicht in Japan ein; kein anderes Thier hat solche Furcht vor dem Wasser oder der See, daher trifft man auch selten Fossilien von ihm, er verläßt seine ursprüngliche Wohnung der Wälder und des Dickichts nicht; stirbt er, so bleibt er auf der Oberfläche der Erde liegen und seine Gebeine werden von dem Clima zersetzt. Da wo er seine Wohnung aufgeschlagen hat, ist der Boden keiner Ueberschwemmung ausgesetzt; er hat daher auch nie als Fossilie, wie andere Thiere, für das Alter der Welt und die Erdrevolutionen Zeugniß ablegen können.

Die Japanesen betrachten es als Beleidigung, wenn man ihren Ursprung von den Chinesen ableitet. In der That hatte der Umstand, daß viele chinesische Volksgebräuche bei ihnen heimisch sind, dem Glauben, daß dem so sei, in Europa Eingang verschafft. Ethnologisch stammen sie von der zahlreichen mongolischen Raçe, die einen so großen Theil der östlichen Welt bevölkert und jetzt das noch unerschlossene Gebiet der Tartarei, einen großen Theil des russischen Reiches und Zentralasiens, inne hat, derselben